Ein Wort von der „guten Gesellschaft."

Aphorismen von **Ernst Eckstein.**

Die unzünftige Situation, in welcher sich das deutsche Lustspiel und der deutsche Roman, verglichen mit den entsprechenden Kunstgattungen in Frankreich, befindet, ist ganz zweifellos auch darauf zurückzuführen, daß eine Gesellschaft im prägnanten Sinne des Wortes in Deutschland nicht existirt.

Unter Gesellschaft — le monde — begreife ich nämlich ein Etwas, das aus der Summe aller wohlerzogenen, gebildeten und salonfähigen Elemente bestehend, sich in Formen bewegt, die ein für allemal innerhalb der gesammten Nation Gültigkeit haben und demgemäß jedem Einzelnen, mag er aus Nord, Süd, Ost oder West stammen, so vollständig in Fleisch und Blut übergegangen sind, daß er nicht mehr darüber nachdenkt, sie vielmehr als selbstverständliche Bedingungen des Daseins betrachtet, keine ihrer Vorschriften aus dem wirklichen Zwang empfindet und den ganzen Apparat genau ebenso handhabt, wie er zum Reden die Zunge und die Kehlkopfmuskeln benützt, — instinktiv und ohne jede Berechnung. Dieser abgeschlossenen Festigkeit und Bestimmtheit, die sich, wohlgemerkt, lediglich auf die äußeren Verkehrsformen, keineswegs etwa auf den Geist der Conservation ꝛc. erstrecken soll, steht in Deutschland eine merkwürdige Unsicherheit gegenüber, ein Schwanken, das diese nebensächlichen Dinge, gerade weil hier die Form fehlt, zum einem Gegenstande bewußter Reflexion stempelt und ihnen so eine Wichtigkeit ankünstelt, die ihnen anderwärts vollständig fremd ist.

Diese Unsicherheit erklärt sich zunächst aus dem Umstande, daß in Deutschland nicht wie in Frankreich ein unbestrittenes gesellschaftliches Centrum — Paris — existirt. Die ausgesprochene Decentralisation, die unser gesammtes, geistiges Leben kennzeichnet, macht sich auch in unseren Salons geltend. Es gibt keine deutsche Gesellschaft im Sinn der französischen: es gibt eine Berliner, eine Wiener, eine Leipziger, eine Stuttgarter, eine Münchner, eine Frankfurter Gesellschaft: die Gewohnheiten des Verkehrs aber, ja selbst die Meinungen über das, was comme il faut und gesellschaftlich erlaubt sei, gehen weit auseinander: ein Fluß, ein Gebirgszug macht Moral — um mit Pascal zu reden — und manches erscheint in Frankfurt vollkommen unverfänglich, was der Berliner kritisch beanstanden würde — und umgekehrt.

Mehr noch: sogar innerhalb unserer provinziellen Einzel-Gesellschaften fehlt die absolut gültige Form, und auch hier sieht man sich alle Augenblicke in Debatten verwickelt, über Fragen, die ein Franzose als kindisch belächeln würde. Gerade weil die Objekte dieser Fragen so unendlich öde und irrelevant sind, gerade deshalb ist es ein Segen der französischen Salon-Legislatur, alle derart ge Streitfragen durch die eherne Norm ihrer Vorschriften aus der Welt geschafft und so durch scheinbare Knechtung die Freiheit gebracht zu haben, — die Freiheit von der Herrschaft des Kleinlichen, Unwichtigen Erbärmlichen.

Ein Beispiel für hundert andere. Wer lange Zeit in Paris gelebt, der hört, nach Deutschland zurückgekehrt, nicht ohne Heiterkeit die immer wiederkehrenden Erörterungen über die Frage, ob in dieser oder jener Abend-Gesellschaft der Frack nöthig sei. In Frankreich weiß der Mensch ein für alle mal: das Costüm, in welchem der abendliche Besucher die Schwelle eines fremden Salons überschreitet, ist der Frack. Hiermit ist diesem höchst uninteressanten Frack die Möglichkeit genommen, fortwährend als point noir im buchstäblichen Sinne des Wortes am Horizont aufzutauchen. In Deutschland dagegen erwägt, prüft und berechnet man mit einem Ernste, der einer besseren Sache würdig wäre, und greift zuletzt doch fehl. Es resultirt daraus eine doppelte Komik eines rockbekleideten Gastes, der sich, unter Fräcken der einzige Schooßträger, gesellschaftlich beengt und gedrückt fühlt, — und eines mehr oder minder gekränkten Wirths, der hinter den Rockschößen des Emancipirten die Absicht wittert und sich nicht nach Gebühr „ästimirt" wähnt.

Komisch ist, beiläufig gesagt, auch das ur-teutonische Pathos, mit welchem der Deutsche — namentlich der akademisch gebildete — gegen die „Zwangs- und Narrenjacke" oder wie er sonst den Frack vor sich und seinem Gewissen zu brandmarken sucht, Protest einlegt. Es gilt hier nahezu für ein Zeichen philosophischer Reife, für ein Kriterium des gesellschaftlichen Liberalismus, den Frack unerträglich zu finden. Ich habe nun nie begreifen können, warum ein Rock ohne Schöße, — denn das ist der Frack, — unbequemer und lästiger sein solle, als ein Rock mit Schößen. Es bleibt ja jedem anheimgestellt, sein Maß so komplet nehmen zu lassen, wie irgend möglich. Gleichviel: der Frack steht nun einmal bei vielen sonst sehr scharfsinnig veranlagten Individualitäten im Ruf der „Entsetzlichkeit," und keine Logik erhebt uns zu dem Standpunkt, auf dem wir erkennen, daß er weder entsetzlich noch reizend, sondern einfach gleichgültig ist. Es scheint als befürchte die deutsche Gemüthlichkeit von der Herrschaft des Fracks eine Beeinträchtigung ihrer zwanglosen Formen. Das ließe sich hören, wenn der Ton in den französischen Salons wirklich geschraubter und gezwungener wäre, als in den deutschen. Aber gerade das Gegentheil ist der Fall.

Unsere Betrachtung ist davon ausgegangen, daß eine deutsche Gesellschaft im Sinn der französischen nicht existirt. Aber auch innerhalb gewisser, engerer und engster Umzirkungen erscheint hier der Begriff der Gesellschaft keineswegs als ein fester, klarer, unantastbarer. Wer sich über die Gesellschaft einer bestimmten deutschen Stadt orientiren will, der kann in die Lage kommen, erst recht in der Traum-Atmosphäre des Inconnu hin und her zu schwanken. Kein Weltweiser klärt ihn über die Frage auf, wer denn diese Gesellschaft eigentlich ausmacht.

Während man in den Salons von Paris ohne Unterschied der Beschäftigung alle diejenigen Personen antrifft, die überhaupt für salonfähig gelten [Bankiers und Kaufleute, Offiziere und Diplomaten, Künstler und Gelehrte] zählt man in den meisten Städten Deutschlands fast eben so viele Gesellschaften als Berufsklassen.

Da gibt es „Kaufmannskreise", und wenn die Familien einige hunderttausend Mark mehr besitzen, „Patrizierkreise"; da gibt's „Professorenkreise" und „Reichsgerichtskreise," „Künstlerkreise" und „Blechhändlerkreise" ꝛc. ꝛc. Nur dem Umstande, daß ein Theil der Geistesaristokratie geneigt ist, die Schranken dieser seltsamen Klassifizirung zu sprengen, verdanken wir ab und zu den erfreulichen Anblick eines Professors in „Reichsgerichtskreisen." Auch der deutsche Lieutenant, der überall da sein Tanzbein schwingt, wo reiche Töchter in Aussicht stehen, bringt ein wenig Abwechselung in die Monotonie unseres Kastengeistes. Im Uebrigen gehört es keineswegs zu den Seltenheiten, daß neun Zehntel aller Gäste den Beruf ihres Gastgebers theilen.

Welch' entsetzlichen Einfluß dies auf den Gang der Konversation ausübt, wie es den Zweck aller Geselligkeit die Ausspannung aus dem Joch der Tagesbeschäftigung, völlig vereiteln muß: das bedarf keiner umständlichen Erörterung. Soviel ist zweifellos: daß der bedauerliche Mangel an Interesse für die großen Fragen der Kunst und der Literatur mit auf die Rechnung dieses gesellschaftlichen Mißstandes gesetzt werden muß. Während in Frankreich das Salongespräch so ziemlich den gesammten Inhalt des öffentlichen Lebens umspannt, und sich in gleicher Weise auf den jüngsten Erlaß des Justizministers, auf den neuesten Roman Alphons Daudet's, auf die Vorträge eines geistreichen Fastenpredigers und die „Psyche" eines vielverheißenden jungen Bildhauers erstreckt, gehört eine solche Universal-Conversation in unseren deutschen Salons zu den Seltenheiten. Hier präponderirt jedesmal nur Eine Materie. Bei Herrn A. debattirt man vier bis fünf fünf Stunden lang über eine wichtige Entscheidung des Reichsgerichts; bei Herrn B. über den Rektoratswechsel und die Frage des Doktors in absentia; bei Herrn C. über Familien- und Geldverhältnisse; bei Herrn D. über Pferde, Jockey's, Tilbury's und bedeutsame Wetten ꝛc. ꝛc. Kurz, der Deutsche ist auch nach des Tages Last und Hitze immer noch Rechtsgelehrter, Schriftsteller, Großhändler, Bankier. Nur in Ausnahmefällen gelingt es ihm, Mensch zu sein. Daher bedarf er, sobald er sich innerhalb seiner geselligen Cirkel mit Fragen von allgemeinem Interesse befassen will, eines besonderen Apparates. Er läßt sich an bestimmten Abenden von gut honorirten Gelehrten Vorträge über die strategischen Grundsätze Moltke's oder die Bedeutung Spinoza's halten — selbst wenn ihm jede Vorbildung zur Erfassung dieser Themate fehlt. Natürlich ist diese Theilnahme an den „höchsten Problemen" in den meisten Fällen pure Komödie; aber der „Bildungsdrang," dem innerhalb des Salons so wenig geboten wird, strebt nach Bethätigung, und so greift er zur Heuchelei.

Mit der Unsicherheit unserer gesellschaftlichen Verkehrsformen hängt die ewige Angst des Deutschen zusammen, durch irgend eine individuell gefärbte Aeußerung, Handlung, Auffassung u. s. w. einen Verstoß zu begehen. Es gibt große und achtungswürdige Städte, wo dieser eigenthümliche Zug ganz wunderbare Blüthen der Komik zeitigt — Local-Begriffe über das Schickliche und Vornehme, die sich im Lichte einer wirklich großstädtischen Betrachtung gar seltsam ausnehmen. Die Leute, die ich hier meine, haben keine Ahnung davon, daß gewisse Engherzigkeiten so pseudo-aristokratisch sie auftreten mögen, im Grunde nur das Kriterium eines geistigen Plebejerthums sind. Ein ächter Gentleman, der niemals zu fürchten hat, mit einem Tölpel verwechselt zu werden, benimmt sich sorglos und nonchalant; er kann sich alles erlauben, was seiner vornehm freien Natur adäquat ist. Nur der Parvenu, dem der sichere Weltblick des wirklichen Aristokraten fehlt, denkt bei jedem Schritte: „Das schickt sich nicht!" — Nomine sunt odiosa, aber gibt es nicht notorisch, im Gegensatz zu anderen, ansehnliche Städte in Deutschland, deren vornehme Gesellschaft es für höchst ordinär hält, ein Restaurant zu besuchen oder sich sonst an öffentlichen Orten zu zeigen, — mit Ausnahme des Theaters und gewisser Elite-Concerte. Selbst das Spazierengehen und Spazierenfahren gilt den Bürgern dieses Gemeinwesens nicht für ganz comme il faut; wenigstens findet man in den herrlichen Park- und Waldanlagen, die den Stolz der Bevölkerung ausmachen, selten mehr als ein halbes Dutzend von Equipagen. Die eigentliche Plutokratie lebt nach außen hin, wie die Haremsdamen des Sultans. Ebenso gilt es diesen Fanatikern eines mißverständigen Dekorums für „unfein," auf der Straße eine Zeitung zu kaufen, oder vor einer Plakatsäule stehen zu bleiben. Vermuthlich will man die Unterstellung nicht beeinträchtigen, als Mann von Distinktion habe man Geld genug, um sich auf seine Zeitungen ꝛc. fest zu pränumeriren. Anders wenigstens wüßte ich dies räthselhafte Phänomen nicht zu deuten.

In Frankreich, in Italien tritt der Minister zum Kios und läßt sich den Figaro oder „Fanfulla" aushändigen, wenn er gerade Lust zur Lektüre verspürt. — Ein kleines Packet über die Straße zu tragen, erlauben sich die Damen der hier geschilderten Aristokratie höchstens während der Weihnachtszeit; sonst, und namentlich zu den Stunden, da den zahlreichen Magazinen ein wahres Heer von Arbeiterinnen, Verkäuferinnen, Lehrmädchen ꝛc. entströmt, wäre das höchst plebejisch. Man bemerke hier die unfreiwillige Selbstverurtheilung! Die elegante Pariserin fürchtet nicht, auch wenn sie ein Packet im Arme trägt mit einer petite couturiere verwechselt zu werden. Gewisse Damen unserer deutschen Mittelstädte müssen jedoch für solche Befürchtungen ihre Gründe haben.

Kurz, wohin wir auch blicken, überall ein Schwanken und Tasten, ein Sich-Selbst-Beschränken bis zur Grenze des Unvernünftigen aus Mangel an festen, allgemein gültigen Normen — und in Folge dessen auch die Unmöglichkeit für den Dichter, seinen Problemen den Hintergrund einer wirklich realistisch behandelten Gesellschaft zu geben. Was sich sich in unseren sogenannten Salon-Lustspielen auf der Bühne herumtreibt, das sind entweder: unfreiwillige Karrikaturen von lokalem Charakter, oder; für unsere deutschen Verhältnisse vollständig unwahre Kopien der Pariser Gesellschaft, noch besser gesagt: Kopien derjenigen Kopien, die das französische Lustspiel uns liefert. Wir dürfen in letzterem Falle noch froh sein, wenn Gatte und Gattin sich nicht gegenseitig mit „Sie" oder gar mit Vocativen wie „mein Herr" und „Madame" traktiren. Eine Konversationssprache fehlt uns eben, wie uns ja auch die Anrede fehlt, für solche Personen, denen wir nicht feierlich vorgestellt sind. Der Franzose sagt: „Monsieur .....," wir plappern nur nach: „Mein Herr .....!" Aber dies „Mein Herr!" ist eine Entlehnung, eine wörtliche Uebersetzung, kein organisches Erzeugniß unseres Sprachgeistes. Der unbefangene Deutsche, der nicht den vorhandenen Mangel zum Gegenstand seiner Reflexion gemacht und das „Mein Herr" aus Gründen des praktischen Nutzens ein für allemal adoptirt hat, kommt in solchen Fällen stets in Verlegenheit, und wenn er ganz naturwüchsig ist, so sagt er: „Herrrrr und brummt dann was vor sich hin, was, in gerechtes Deutsch übertragen, etwa lauten würde, „An die Stelle in meinem Sermon, die ich jetzt durch Brummen bezeichne, kommt Dein Name, sobald ich die Ehre habe denselben zu kennen. — Dieser Mangel ist für die schwerfällige Gestaltung unserer Geselligkeit charakteristisch.

Aus dem Bienenleben.

Amme, Sammler, Architekt, Garde, Wache, Partrouille: wie reimt sich das zusammen?

Das ist einfach: es sind die Pflichten, die unsere Biene während der Dauer ihres Lebens der Reihe nach zu leisten hat. Wenn auch in Wirklichkeit nicht so scharf von einander abgegrenzt, als dies durch einfache Worte marquirt erscheint, so findet doch ein aufmerksames Auge im Großen und Ganzen aus dem Bienenhaushalte eine gewisse Ordnung heraus, in welcher die Natur den einzelnen Bienen ihre Obliegenheit den entsprechenden Altersstufen gemäß zuertheilt hat. Kaum, daß die Biene ihre Zelle verlassen, noch bevor sie fliegen gelernt, hat sie zu Hause als Kindermädchen und Amme einen für das gedeiliche Fortkommen der Colonie gar wichtigen Posten zu bekleiden; die jungen Schwestern und lieben Brüderlein verlangen alle Stunde Tag und Nacht hindurch Nahrung. Als jungfräuliche Amme haben sie diese je nach Bedarf in besserer oder geringer Qualität aus den vorhandenen Vorräthen zusammen zu richten und den Hungrigen zu reichen. Nach etwa acht Tagen werden sie allmählig durch die eben gefütterten Nachkömmlinge ersetzt. Ihr frischer, mit vollem Haarwuchs versehener Körper macht sie jetzt nicht minder wie ihre gesunden, unverletzten Flügel besonders fähig zum Eintragen des Blüthenstaubes; sie gehen auf Sammlung aus. Daß sie dem wohlriechenden Nectar, den sie bei diesem Geschäfte am Boden der Blumenkehle liegen sehen, keinen Pardon senden, läßt sich bei ihrer Genäschigkeit gar leicht erklären.

Zu Hause füllen sich inzwischen die Speicher; es wird nothwendig, für neue Vorrathskammern zu sorgen. Die Biene besitzt auch für dies Amt die nöthige Geschicklichkeit; ja, sie baut mit einer Meisterschaft aus dem winzigsten Materiale in der möglichst starken und widerstandsfähigen Construktion das am meisten fassende und am besten zu erwärmende Behältniß, die Zelle, in so sicherer, unter allen Himmelsstrichen und zu allen Zeiten gleichbleibender Weise, daß die größten Mathematiker nach den sorgfältigsten Berechnungen gestehen mußten: eine zweckentsprechendere und bessere Zelle zu ersinnen, sei ein pures Ding der Unmöglichkeit. Aber wie die Arbeit des Wachsbaues vorwärts schreitet, kommt auch die Königen herbei, um ihre Eier in die frisch gebauten zu setzen. Solche Liebe zur Erhaltung des Geschlechtes bleibt natürlich nicht ohne Einfluß auf unsere Arbeiterin. Sie gewinnt die Königin, die sie bisher nur selten gesehen und im Arbeitsdrange wenig beachtet hat, lieb, begiebt sich als Ehrengarde in ihr Gefolge und fühlt den Patriotismus noch in anderem Sinne als bisher in sich erwachen. Bald däucht ihr Alles dem heimathlichen Herde feind: eifersüchtig beginnt sie für dessen Sicherheit zu sorgen. Um nichts Feindseliges in den Stock gelangen zu lassen, begiebt sie sich an das Flugloch und hält dort strenge Wacht über Alles, was ein- und ausgeht. Ein neues Stadium ihres Lebens hat begonnen, das übrigens nur von wenigen erreicht wird, da die große Mehrzahl bei den Trachtausflügen ihr Ende findet. Merkt die am Flugloche oder in dessen Nähe Wache haltende Biene eine Gefahr, so läuft sie schleunigst zu der nächst befindlichen Schwester und kreuzt mit dieser die Fühler; es ist augenscheinlich: sie erstattet Bericht. Die auf diese Art Avisirte gibt das Zeichen ebenso rasch weiter und in wenigen Augenblicken erscheint eine ganze Compagnie Bienen brausend im Flugloche, um, sowie es irgend Noth thut, den Kampf aufzunehmen. Mit zunehmendem Alter jedoch wird die Biene stets haderfüchtiger und unverträglicher: sie begnügt sich jetzt nicht mehr mit der einfachen Thorwache; sie möchte auch sehen, ob sich in der Nähe, in der Umgebung des Stockes nichts Verdächtiges zeigt; sie geht auf — — Patrouille!

Das mag nun manchen der freundlichen Leser denn doch ein Bischen „aufgeschnitten" erscheinen und daher halte ich es für nothwendig, dieser letzten Thätigkeit der Biene einige erläuternde und beweisende Worte hinzuzufügen. — Bekanntlich sticht eine auf Arbeit ausgezogene Biene niemals, es sei denn, daß sie hierzu etwa durch Drücken, Quetschen oder dergleichen veranlaßt würde. Die sammelnde Biene ist vielmehr höchst gutmüthig und derart scheu, daß sie sogar vor dem weidenden Rinde zurückweicht: letzteres bringt z. B. niemals durch ein geschwollenes Maul Zeugniß von einem erhaltenen Bienenstiche heim. Selbst wenn man sich vor das Flugloch des Stockes stellt, wird man nie von einer aus- oder heimziehenden Sammlerin gestochen werden; erstere läßt uns unbeachtet und zieht seitwärts ab; letztere aber kreist lieber mühsam in der Luft herum und wartet, bis die Bahn wieder frei wird. Dennoch geschieht es bei solchen Experimenten zuweilen, daß man durch eine plötzlich herbei schießende Biene oder aber durch eine jäh aus dem Flugloch hervorstürzende gestochen wird. Zerdrückt man dann die Stecherin, so wird man keinen Honig in der Blase finden: es war in ersterem Falle eine patrouillirende, in letzterem eine wachthabende Biene, welche stach.

Ich schrieb meine Feuilletons einst in Entfernung von nur wenigen Metern vor unserem Bienenstande in einer des Frühjahrs halber noch spärlich verdunkelten Laube. Das heißt, ich wollte dort schreiben; denn kaum hatte ich mich an die Arbeit gemacht, als sich die Wachen an etwa einem Dutzend Stöcken verzehnfachten, die Anflugbrettchen allmälig voll wurden nnd von dort hersausende Bienen mich stels eindringlich zum Abzuge mahnten. Ruhig packte ich meine Siebensachen zusammen und begab mich an einen im Rücken des Bienenhauses stehenden Tisch. Dort war ich allerdings der Wache entrückt, nicht aber der Patrouille; etwa drei Stöcke mochten eine solche kreisen lassen, denn es schienen nach Farbe und Stimmen drei verschiedene Arten von Bienen, die mich von Zeit zu Zeit aufsuchten, heftig zischend umchwirrten, vor Augen und Ohren herumgaukelten, und da ich mich bei meiner Schriftstellerei absolut nicht heftig zu rühren brauchte, wieder abzogen, um binnen 5 — 10 Minuten wieder zurückzukommen. Gegen fünf Stunden lang trotzte ich so ihren ungestümen Vertreibungsversuchen mit Erfolg, indem ich ihnen nichts als eiserne Ruhe entgegensetzte Als aber die Sonne sich allmälig dem Zenith näherte, da brachten sie Hilfstruppen in so großer Menge herbei, daß ich gewahr wurde, es seien die Völker selbst gegen mich alamirt worden, und doch scheunigst vorzog, die „Gescheidtern" zu spielen, zumal die Ziet des Mittagsmahles herannahte.

Ich will dem eben Gesagten noch eins hinzufügen: Die patrouillirende Biene will bloß vertreiben; sie sticht deshalb auch nicht, so lange man sich ruhig verhält. In dem Augenblicke aber, wo wir nach ihr schlagen oder eine andere hastige Bewegung machen, die von ihr als Gegenwehr aufgefaßt werden kann, sitzt auch schon der Stich in unserem Fleische, Die Thorwache bewacht nur den Rayon, der sich vom Flugloche aus übersehen läßt; die Partrouille aber kann, besonders wenn man die Bienen vorher öfter gereizt hat, ganze Gärten und Plätze bis auf 300 Schritt und darüber unsicher gemacht.

Frau Dr. Anna Dill,
Alt-Ruppin.

Der gute Ton.

Unsere Gesellschaft steht auf demokratischer Grundlage. Man sagt es wenigstens. Das Individium verschwindet in der Allgemeinheit, die eigenartige Physiognomie in der Uniform. Die heutige Männertracht schafft sozusagen eine Normalgestalt, in welcher das Charakteristische, sei es schön oder häßlich, zum großen Theile verschwindet. Der gleiche Zug der Nüchternheit, welcher unsere Tracht auszeichnet, drückt auch unseren Lebensformen seinen Stempel auf. Aus der Berührung und Vermischung der Stände hat sich in den besseren Kreisen eine durchschnittliche Feinheit des Benehmens entwickelt, die man gewöhnlich mit dem Worte „der gute Ton" zu bezeichnen pflegt.

Er besteht zumeist aus einer Reihe von gewandten Verbeugungen, von verbindlichen Armbewegungen und aus einem stereotypen Lächeln, daneben aus einer Anzahl von höflichen Phrasen. Diese alltägliche Liebenswürdigkeit drückt jedem mit derselben „Herzlichkeit" die Hand, sie ist stets vollkommen überzeugt von der Meinung desjenigen, mit welchem sie eben spricht und versteht es sehr geschickt im Falle zwei streiten, jedem Recht zu geben — und mit keinem übereinzustimmen; sie ist wie ein Chamäleon, denn sie nimmt die Farbe der Umgebung an, spricht mit einem trauernden, mit wehmüthig hinabgezogenen Mundwinkeln, zwingt sich zu lebhaftem Zorne mit den Zornigen und wünscht eine Minute später, dem Freudigen Glück mit strahlendem Antlitz.

Diese Liebenswürdigkeit kennt nur einen Herrn, die „Gesellschaft;" was diese als Gesetz aufstellt, gilt ihr als unantastbar, wenn diese lobt oder tadelt, lobt oder tadelt auch sie. Aber in all' ihrem Thun und Lassen ist keine Ueberzeugung, keine Folgerichtigkeit. Die Menschen dieser Gattung werden allmälig glatt wie eine Kugel, darum rollen sie leicht und mühelos auf dem Parkett und auf der Straße dahin. Der größte Theil unserer „gebildeten Menschen" gehört leider in die Klasse, welche alle energischen Ecken abschleift, um nirgendwo anzustoßen, um ja den guten Ton nicht zu verletzen. Und was fordert der nicht Alles! Was gestattet der! Ueber einen Abwesenden mit halbem Witz und ganzer Bosheit zu schwätzen; die Ehre einer Frau durch ein vielseitiges Achselzucken zu beschimpfen — das erlaubt der gute Ton; die beleidigten mit scharfem Wort zu vertheidigen und höflich, aber energisch die Beleidiger zum Schweigen zu bringen — das verbietet er. Er befiehlt dieselben, über welche man eben Gericht gehalten hat, mit der größten Freundlichkeit zu empfangen, ihnen herzlich die Hände zu schütteln, und untersagt ihnen, die Mißachtung offen zu zeigen. Er duldet nicht, daß man auf der Straße laut spricht und stark gestikulirt, aber er schreibt vor, mitten im ersten Akt in das Schauspiel zu kommen, die erste Piece eines Conzertes zu stören, damit man nicht zu jenem Pöbel gerechnet werde, welcher das Eintrittsgeld bis zum letzten Seufzer der Heroine und zum Geigenstrich „herausschinden" will. Am Roulettetische Tausende zu verlieren, Wechselschulden zu machen, um „standesgemäß auftreten zu können, einer berüchtigten Ballerina Blumensträuße für schweres Geld zu werfen — das ist die Blüthe des feinen Tons. Einem alten Arbeitsweibe beispringen, welches auf der Straße unter seiner schweren Last zusammenzubrechen droht, ist höchst unschicklich; den Schooßhund über die kothige Straße zu tragen ist nichts als begreifliche Fürsorge. Ueber eine ernste Frage in der Gesellschaft ernst und gründlich zu sprechen, ist ein Beweis von mangelhafter Bildung, den jungen Damen platte Schmeicheleien zu sagen, ist nicht gegen den guten Ton.

Für die größere Zahl ist die gesellschaftliche Form ebenso wie der Frack und der weibliche Salonanzug; man zieht sie an und aus. Eine Dame, welche in ihrem Heim nicht die geringste Selbstbeherrschung übt und mit Mann, Kindern und Dienstboten in der kräftigsten Weise zankt, mancher Mann, der zu Hause alle Gesetze des feinen Anstandes vernachlässigt, sind ganz umgeändert, wenn sie in die Gesellschaft eintreten. Für sie ist der gute Ton nur etwas ganz Aeußerliches, das mit dem Inneren des Menschen gar nichts zu thun hat, ein Kleidungsstück, wie die Handschuhe, ein Schmuckgegenstand, wie etwa die Blumen im Haar beide werden zu Hause in den Schrank gelegt.

Halbe und ganze Lügen bilden gewöhnlich das, was man guten Ton nennt; die gesellschaftlichen Formen sind so äußerlich geworden, daß jede stolzere Natur sich gegen dieselben förmlich aufbäumt, daß es ihr oft einen schweren Kampf kostet, um nicht mit derben Worten in diese Komödie hineinzurühren, die Vorstellung zu stören und die Schauspieler aus dem mühsam einstudirten Text zu bringen. Wie viele aber besitzen den Muth, so gegen den guten Ton zu sündigen!

Wie theuer muß nicht die Energie die Formen der guten Gesellschaft bezahlen! Mit dem Vertrauen zum Menschen, mit der eigenen Wärme, mit der heiligen Wahrheit, bis er endlich eine Marionette geworden ist, wie die andern.

Es ist nun wirklich eine eiserne Nothwendigkeit, so zu werden? Zwingt uns denn ein unverbrüchliches Naturgesetz, jede freie Regung unserer Seele, jedes Aufwallen stolzen Unwillens über die lächelnde Niedertracht niederzudrücken, jedes Wort der Empörung zwischen den Zähnen zu zermalmen? Stets nur heucheln, bis wir uns selbst nicht mehr glauben können? Nein, man kann fein und vornehm und dennoch wahr sein. Der gute Ton muß eben ein Ausfluß unseres Inneren sein, sein Grund der Takt des Herzens, welcher unsere Worte und Thaten beherrscht. Er allein ist der berechtigte Gesetzgeber der Lebensformen, wie sie einer wirklich gebildeten und nicht nur guten Gesellschaft entsprechen. Wie der ächte Mann den rohen Eingriff in seine Gefühlswelt abwehrt, so vertheidigt er auch die Fremde; weil er bewußt ist, seiner eigenen Schwächen und Fehler, so urtheilt er mild über die der andern, aber ein Schwert wird sein Wort, wenn er die innere Gemeinheit bekämpft, welche kein anderes Ziel kennt, als sich, welche hämisch über das Glück Anderer urtheilt und jede ihr unverständliche Regung edler Art in Andern als eine Komödie beurtheilt. Die Aristokraten des Herzens hassen das Spiel mit erlogenen Gefühlen, und geben nur denjenigen Ausdruck, welche sie in sich selbst wirklich empfinden; sie lassen sich deshalb auch nicht zur Lüge zwingen; wenn sie durch Verhältnisse gezwungen sind, im Getriebe der Gesellschaft zu leben. Sie verhandeln auf dem Markte des Parketts, wo man um Seelen und Ueberzeugungen schachert, ihre Manneswürde nicht um ein Lächeln oder um einen zornigen Blick, aber sie zwingen ihre Anschauungen Niemanden auf. Dürfen sie jedoch nicht reden, dann verstehen sie die Kunst jenes Schweigens, welches nichts verbirgt. Die Harmonie zwischen ihrem Innern und Aeußeren gibt ihrem Wesen eine stolze Sicherheiz und Ruhe, die selbst bei einem Menschen von niedriger Herkunft und beschränktem Wissen die feinere Ausbildung der Formen zu erfassen vermag.

Weil diese Vornehmheit vom Stande nicht abhängt, so kann sie jeder erringen, der Bauer, der Arbeiter, der einfache Bürger, so kann sie auch dem Geburtsaristokraten gänzlich mangeln. Gerade in den Kreisen des Letzteren werden die äußeren Formen halb vererbt, halb verzogen; die feinen Bewegungen, die Freiheit und das Ungezwungene des Auftretens geht aus dem Gefühl der gesellschaftlich bevorzugten Stellung hervor; die zurückhaltende Ruhe und das gleichmäßig verbindliche Wesen aus der von Kindheit an geübten Selbstbeherrschung. Aber das Alles ist doch werthlos, wenn es nur als Deckmantel für innere Hohlheit und Rohheit dient. Nur dann ist es berechtigt, wenn der innere Adel hinzutritt. Dieser jedoch kann schon von Kindheit an gepflegt werden und die Mütter sind es, die auch hier eine große Macht in Händen haben. Sie können das gute Benehmen, den feinen Ton von frühester Zeit im richtigen Sinne regeln, nicht indem sie aus den kleinen Affen den Großen machen, sie Komplimente und gesellschaftliche Phrasen lehren, sondern alles fern halten, was zur Lüge und Heuchelei führen muß. Wir können uns den Einflüssen der Kinderzeit niemals, oder doch sehr selten ganz entziehen, deßhalb müssen dieselben so vorbereitet werden, daß sie günstig wirken können. Dazu ist kein Reichthum, nicht einmal der Wohlstand nöthig — ich habe arme Wittwen gekannt, welche mit Mühe das zusammenbringen mußten, was für die Erziehung der Kinder nöthig war an äußeren Mitteln, welche aber reich waren an innerem Reichthum: an einem wahren Herzen, an Ehrfurcht vor der Wahrheit, und diese Schätze ihren Kindern hinterließen — ein kleines, ein unendlich großes Erbe.

Otto v. Leixner.

---

* Ein bedauernswerther Unglücksfall ereignete sich kürzlich auf der Farm des Herrn Heinrich Steinmeyer bei Edwardsville in Illinois, Madison County. Der 19jährige jüngste Sohn Steinmeyer's, ein braver Junge, war auf einem Maulesel reitend vom Felde auf dem Heimwege begriffen und wollte, als der Maulesel durch Insektenstiche unruhig wurde, absteigen; er verwickelte sich dabei aber mit dem Fuße im Steigbügel, mittlerweile wurde das Thier vollends ganz scheu, rannte davon und schleppte den Unglücklichen eine große Strecke über Stock und Stein hinter sich nach, bis es es endlich am Wohnhause angehalten wurde. Dem Aermsten war, als man ihn aufhob, das Leben bereits entflohen; er hatte das Genick gebrochen und viele andere Verletzungen erlitten.

* Südost Missouri hat, wie der „Anz. d. W." meldet, in den letzten 12 Monaten eine stärkere Einwanderung erhalten, als in den vorhergegangenen 5 Jahren. Es siedelten sich viele Deutsche in verschiedenen dortigen Counties an, und erst vor einigen Tagen kam nach Perky County eine Colonie aus Sachsen, welche einen großen Landstrich gekauft hat. Die Gesellschaft besteht aus 17 Männern mit ihren Familien. Sie brachten eine Dampfmühle mit und werden sich mit Ackerbau, Viehzucht und der Zurichtung von Bauholz beschäftigen. Dieser Colonie wird aus ihrer Heimath bald eine zweite nachfolgen.

* In Kansas hat der Temperenzzwang schon wieder ein Opfer gefordert und drei Kinder ihrer Mutter beraubt. Ein Ansiedler von Kansas kam dieser Tage mit seinen drei kleinen Kindern nach St. Joseph und erzählte Folgendes: Seine Frau wurde von einer Klapperschlange gebissen. Er rief den Arzt zu Hülfe, welcher Whisky, das einzige wirksame Gegenmittel, verordnete; da aber die Gegend von Wassersimpeln bewohnt ist, welche die strenge Vollstreckung des Temperenzgesetzes bewirken, so war der Whisky nicht zu bekommen, und die Frau mußte an den Folgen des Bisses sterben.

* Es kommt jetzt nicht selten vor, daß Kinder aus der alten Welt ganz allein herüberreisen, oder herüberspedirt werden, zu Verwandten in Amerika. Eine besonders weite Reise muß das dänische Bübchen machen, von dem die „Fr. Pr." in Buffalo berichtet: „Polizei-Capitän Schmidt brachte einen acht Jahre alten Knaben nach dem Bureau des Armenvaters; der Kleine ist ein Däne und machte die Ueberfahrt von seinem Vaterlande nach Amerika und bis Buffalo allein. Da Niemand in dem Bureau des Armenaufsehers dänisch versteht, so brachte man den Knaben nach dem Hause des Schweden Andreas Emanuel, welcher dänisch spricht. Diesem erzählte der Knabe, daß er auf der Fahrt zu seinen in Dansville, Tonner County, Dakota, wohnenden Eltern sei. Er hatte einen Reisekoffer bei sich, in welchem sich ein Paar Holzschuhe, eine Bibel in dänischer Sprache, eine Wurst und ein Laib Brod befanden; in seinen Taschen hatte er $5.50 in Geld und ein Durch-Ticket bis Dansville. Herr Emanuel nahm sich des Kleinen an und brachte ihn nach dem Depot, damit er auf den richtigen Zug steige; außerdem gab er ihm ein Schreiben an den Condukteur, damit auch dieser für ihn sorge. Der Kleine heißt Christian Andreas Janson und kommt von der Ortschaft Jaring in Dänemark.